

Anna Babka

»Rundum Gender«

– Literatur, Literaturwissenschaft, Literaturtheorie

Literatur gilt trotz vielfältiger neuer Medienangebote als bedeutende kulturelle Praxis. Diese wurde und wird wissenschaftlich erforscht, wobei in den letzten Jahrzehnten gendertheoretischen Ansätzen wachsende Bedeutsamkeit zugemessen wurde. Gendertheoretisch orientierte Forschung kann und soll die Literaturwissenschaften unterstützen und begleiten. Sie kann zum Beispiel darüber nachdenken, wie literarische Texte funktionieren und wie geschlechtliche Identitäten in diesen konstruiert werden bzw. organisiert sind.¹ Diese Untersuchung erfolgt theoriegeleitet, wobei Theorie und Praxis nicht als starre Oppositionen gefasst werden, sondern als in Wechselwirkung stehende verwobene dynamische Konzepte. Wenn von Theo-

ANNA BABKA absolvierte das Studium der Komparatistik, Germanistik und Gender Studies in Wien, Lausanne, Paris und Berkeley; Lektorin an den Universitäten Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. E-Mail: anna.babka@univie.ac.at

¹ Literatur wird in jüngeren kulturwissenschaftlichen Ansätzen als »performativ« verstanden, also als textuelle Praxis, die nicht nur die Welt beschreibt, sondern vor allem etwas tut. Das heißt, dass jede literarische Äußerung nicht einfach einen vorgängigen Sachverhalt beschreibt, sondern die diskursiven Tatsachen konstituiert, auf die sie sich bezieht: Das können literarische Charaktere und ihre Handlungen sein, aber auch Ideen und Begriffe, die durch den literarischen Text überhaupt erst etabliert werden (z. B. das »romantische« Konzept der *Liebe*). Literatur als performativ zu verstehen trägt damit zugleich zur ihrer Legitimation und Verteidigung gegen positivistisch motivierte Abwertungsversuche bei: literarische Texte bestehen nicht einfach aus Pseudo-statements, sondern performieren Sprechakte, die die Sachverhalte hervorbringen, die sie benennen, und auf diese Weise die Welt verändern (vgl. Culler 2002, S. 140–155).

rie die Rede ist, so Jonathan Culler, geht es um Signifikationsprozesse, um die Produktion und Repräsentation von Erfahrung, um die Konstitution von Subjekten, kurz, wie er sagt, um etwas, was Kultur im weitesten Sinn bedeutet (vgl. Culler 2002, S. 9–30). Dies eröffnet spannende und wichtige Fragen auch für den Literaturunterricht, also für die sogenannte Praxis. In dieser kann im Dialog mit den theoretischen Entwicklungen ein Zugang zur fiktionalen Literatur erprobt werden, der die kulturelle Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in den Blick nimmt und sich u. a. der Frage widmet, »inwiefern der Körper, also das biologische Geschlecht (<sex>), kulturelle Inszenierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bestimmt oder mitbestimmt« – eine Frage, wie Christian Schacherreiter herausstellt, die im Unterricht sehr oft ausgeblendet wird (Schacherreiter 2006, S. 973).

1. »Von Gender« – Geschichte und Verwendungen des Begriffs

Von *gender* zu sprechen, bedeutet zugleich, eine Abgrenzung vorzunehmen – die zu *sex*. Unter *sex* wird im Allgemeinen das binär angelegte und als eindeutig männlich oder weiblich ausgewiesene biologische Geschlecht verstanden. *Gender* hingegen bezeichnet die soziokulturellen Merkmale der beiden Geschlechter sowie die entsprechende soziale Geschlechtsrolle in ihrer kulturellen Determiniertheit.

Der Begriff *gender*, ein aus der englischen Grammatik entlehnter Begriff, wurde 1955 von dem US-amerikanischen Forscher John Money eingeführt. Money beschrieb damit das Fühlen und Verhalten von intersexuellen Menschen, deren körperliches Geschlecht nicht eindeutig als männlich oder weiblich klassifizierbar ist und die dennoch eine eindeutige Geschlechtsidentität oder eine eindeutige Geschlechtsrollenpräsentation aufweisen. Der Psychoanalytiker Robert Stoller war einer der ersten Wissenschaftler, der auf die Diskrepanz zwischen physiologischen Geschlechtsmerkmalen und den soziokulturellen Bedeutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit hingewiesen hat (Stoller 1968). Als eine der ersten Feministinnen, die ebenfalls von dieser Differenzierung ausging, argumentierte Ann Oakley, dass *gender* nicht notwendig vom biologischen Geschlecht abhängt, da dieses anatomischen Ursprungs ist, während *gender* durch einen Prozess der Akkulturation angenommen wird (Oakley 1972). Ein entscheidender Impuls zur Entwicklung der Gender Studies in den USA ging schließlich von der Anthropologin Gayle Rubin aus. Sie verknüpfte die Freud'sche Psychoanalyse und den Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss und machte die Differenzierung von *sex* und *gender* über den Begriff des *sex-gender-Systems* für die Gesellschaftsanalyse nutzbar. In ihrem Kernargument verwies sie darauf, dass das *sex-gender-System* Strukturen bezeichnet, die in einer spezifischen Kultur gleichsam aus dem »biologischen Rohmaterial« (*sex*) gesellschaftliche Subjekte (*gender*) hervorbringen (vgl. Rubin 1975, S. 157–210).

Die Trennung der Kategorien *sex* und *gender* ist innerhalb der feministischen Theorie dadurch motiviert, den vermeintlich naturgegebenen Kausalzusammenhang zwischen biologisch fundiertem Geschlecht und den jeweils kulturell konstruierten, variablen Geschlechtszuschreibungen aufzuheben. Der Begriff der Konstruktion weist auf das »Machen« und »Gemachtsein« von *gender* hin, also auf *doing*

gender – eine Wortkombination, die aus der Ethnomethodologie stammt (vgl. u. a. West/Zimmermann 1987, Garfinkel 1967). In den 1990er Jahren hat u. a. die amerikanische Biologin Judith Lorber den Begriff des *doing gender* neu verhandelt und die Herstellungsprozesse der Geschlechterdifferenz breit entfaltet (Lorber 1991 und 2003). *Doing gender* heißt, dass *gender* in einem alltäglichen und unvermeidlichen Prozess interaktiv hergestellt wird und dass die vermeintlich naturgegebenen Unterschiede zwischen Männern und Frauen, zwischen Schwulen und Heterosexuellen usf. die Effekte routinemäßiger Selbstdarstellungs-, Interpretations- und Zuschreibungsprozesse sind, die einer permanenten Wiederholung bedürfen. *Gender* ist demnach keine natürliche und starre Kategorie, sondern eine konstruierte und dynamische. Wird *gender* als von sozialen und kulturellen Umständen abhängig und damit als historisch-zeitgebunden gedacht, so muss es eine veränderbare, eben eine dynamische Konstruktion sein.

Die Annahme, dass *gender* – anders als *sex* – konstruiert ist, impliziert, dass es »den Körper« oder »die Sexualität« vor jeglicher Konstruktion gibt. Hier setzt Judith Butlers Kritik an. Butler wendet sich gegen die Trennung von *sex* und *gender* und dekonstruiert die binäre Logik der *sex-gender*-Dichotomie (Butler 1991). Sie vertritt die These, dass das biologische Geschlecht ebenso kulturell konstruiert ist wie das soziale Geschlecht, dass also »sex [möglicherweise] immer schon *gender* gewesen [ist]« (Butler 1991, S. 24) und dass es keine Wahrnehmungsmöglichkeit von *sex* außerhalb seiner soziokulturellen und damit diskursiven Verfasstheit gibt. Das heißt, dass auch das biologische Geschlecht im Bereich der Kultur verortet wird und nicht in Opposition zu *gender*, also zum sozialen Geschlecht, gedacht wird.

Butler argumentiert, dass von keiner natürlichen Kohärenz zwischen den Kategorien *sex*, *gender* und Sexualität ausgegangen werden kann – also dass zum Beispiel keine Korrelation zwischen einem weiblichen *gender*, einem weiblichen Körper und einer heterosexuellen Begehrensstruktur besteht. Hingegen wird diese vermeintliche Kohärenz durch eine Wiederholung von stilisierten Akten innerhalb regulativer Diskurse hervorgebracht – Akte, die allererst den Anschein eines essentiellen Kerns von *gender* erzeugen. Auf diese Art und Weise stellt Butler *gender* entlang der Kategorien *sex* und Sexualität als performativ heraus und betont damit in gleicher Weise den Akt des Hervorbringens wie des hervorgebracht Werdens von *gender*.

Der Begriff *gender* steht außerdem für mehr als für das, wofür er ursprünglich eingeführt wurde, also für die Entgegensetzung zum biologischen Geschlecht, zu *sex*. *Gender* gerät mittlerweile nahezu zum Kennwort oder Codewort für die Teilnahme an bestimmten Diskursen und steht für die spezifische Positionierung innerhalb derselben. Das heißt, dass das Wort *gender* sowohl bestimmte Inhalte als auch Haltungen und Verortungen verspricht, wie – »naturgemäß« könnte man fast sagen – die Abgrenzung zu gewissen Ausrichtungen feministischer Forschung, die von einem biologisch determinierten Dualismus der Geschlechter ausgehen (wie z. B. Differenzfeminismus, Gynozentrischer Feminismus).

2. »Vor und entlang Gender« – feministische (Literatur-)Theorie im historisch-politischen Kontext

Feministische Theoriebildung ist in ihren Ursprüngen politisch verankert. Im sogenannten *First Wave Feminism* (*erste Frauenbewegung*) des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurde u. a. das Wahlrecht oder das Recht auf Bildung und Berufstätigkeit für Frauen gefordert. Eine bedeutende Vorläuferin dieser ersten Frauenbewegung war Mary Wollstonecraft (1759–1797), als zentrale Vertreterinnen können Olive Schreiner (1865–1920) und Virginia Woolf (1882–1941) in England genannt werden sowie Luise Otto-Peters in Deutschland (1819–1895). Den theoretischen Schlusspunkt der ersten Frauenbewegung und gleichsam einen Übergang zur zweiten Frauenbewegung bildete Simone de Beauvoirs (1908–1986) Studie *Das andere Geschlecht* (*Le deuxième sexe*, wörtl. »Das zweite Geschlecht«) von 1949 mit ihrem berühmt gewordenen Satz: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« Mit diesem Satz ist zugleich die zentrale These von *Das andere Geschlecht* formuliert. Beauvoir geht jedoch noch einen Schritt weiter und gerät damit zur Vorläuferin genderorientierter Forschung, indem sie das soziale Geschlecht vom biologischen und vom psychischen Geschlecht trennt: Nicht nur ist weder die Biologie, die Psyche noch die Ökonomie das Schicksal der Frau, der Begriff »Frau« selbst ist eine Figur, ein Zwischenprodukt, ein Mythos, der durch historische und soziokulturelle Bedingungen hervorgebracht und als »Frau« bezeichnet wird.

In den USA entsteht die zweite Frauenbewegung (*Second Wave Feminism*) Ende der 1960er Jahre. Sie geht zum einen auf das *Women's Rights Movement* zurück, dessen vorrangiges Ziel darin bestand, soziale und arbeitspolitische Rechte, wie zum Beispiel die arbeitsrechtliche Gleichstellung von Frauen einzufordern, zum anderen auf das *Women's Liberation Movement*, das sich als Teil einer Antikriegsbewegung zu Zeiten des Vietnamkriegs formierte, sich jedoch eher über feministische Theorieproduktion profilierte. In Großbritannien entwickelte sich etwa zur selben Zeit eine kritische Bewegung, die sich gegen das Patriarchat und gegen Sexismus wandte. Aus beiden Richtungen heraus bildete sich, was im angloamerikanischen Raum als *Second Wave of Feminist Literary Criticism* bezeichnet wird. Eines der ersten Ziele der *feministischen Literaturwissenschaft* war es dann auch, durch die kritische Analyse von Diskriminierungsstrukturen Bewusstseinsarbeit im Hinblick auf die Marginalisierung von Frauen im literarischen Feld insgesamt zu leisten. Damit ist sowohl ein Initial für feministische Literatur-Theoriebildung als auch ein durchgängiges Interesse markiert. Protagonistinnen der Anfänge der zweiten Frauenbewegung innerhalb der Literaturwissenschaft in den USA, die unterschiedliche Forschungsdesigns mit entsprechenden Schwerpunktsetzungen entwickelten und auch akademisch etablierten, waren unter anderen Kate Millett, Elaine Showalter, Nancy Chodorow, Sandra M. Gilbert und Susan Gubar.

Motiviert durch die Ereignisse vom Mai 1968 in Paris versuchten die Vertreterinnen des stark theorieorientierten französischen Feminismus – Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva – in kritischer Auseinandersetzung mit der Dekonstruktion und der Psychoanalyse ein von der männlichen Ordnung abweichendes Schrei-

ben zu entwickeln, die sogenannte *écriture féminine* (vgl. dazu Kapitel 3). Mit ihrem theoriegeleiteten bzw. sich an Theorie abarbeitenden Ansatz gingen sie zwar auch in den akademischen Diskurs ein, Lehrstühle für Frauenforschung, Gender Studies oder Queer Studies bilden jedoch auch in Frankreich bis ins 21. Jahrhundert die Ausnahme.

Auch in Italien und Deutschland bildeten sich feministische Gruppen aus, die sich mit der Unterdrückung der Frau, sexueller Ausbeutung oder Fragen der Abtreibung auseinandersetzten. In Deutschland geschah dies aus der StudentInnenbewegung der 1968er Jahre heraus. Obwohl die theoretisch anspruchsvollen Texte der *écriture féminine* relativ früh ins Deutsche übersetzt wurden, konnten sie sich im deutschsprachigen Raum erst im Laufe der 1980er Jahren, wiewohl in beschränktem Maß, durchsetzen. Dekonstruktive Theorieangebote, wie die der *écriture féminine*, stehen für eine Art und Weise der theoretischen Reflexion, der die deutschsprachige feministische Literaturwissenschaft – nicht zuletzt aufgrund ihrer Orientierung an der soziologischen Ausrichtung der Frankfurter Schule – mit Skepsis und einer Rezeptionshemmung begegnete. Bis auf wenige Ausnahmen gelang es jedoch auch im deutschsprachigen Raum nicht, die Frauen- und Geschlechterforschung bzw. eine feministische Literaturwissenschaft auf der Ebene von Lehrstühlen zu institutionalisieren. Ungeachtet dessen kommt gerade den Literaturwissenschaften eine tragende und prägende Rolle hinsichtlich der Etablierung und Institutionalisierung der feministischen Frauenforschung, der Gender Studies und Queer Studies zu.

3. »Auf Gender zu« – *criticism versus theory*

Criticism versus theory stellt eine signifikante Differenz innerhalb der Ansätze und Zugangsweisen feministischer LiteraturwissenschaftlerInnen dar, wie es auch die britische Theoretikerin Toril Moi herausarbeitet. Sie fokussiert in ihrer Studie *Sexus, Text, Herrschaft* das Problem der Theorielastigkeit versus Theoriefeindlichkeit bestimmter Ausrichtungen und unterscheidet zwischen den Vertreterinnen des sogenannten *criticism* – Kate Millett, Judith Fetterley, Mary Ellman, Elaine Showalter, Sandra Gilbert und Susan Gubar u. a. – bzw. der *theory* – Simone de Beauvoir, Luce Irigaray, Hélène Cixous und Julia Kristeva (vgl. Moi 1989). Vertreterinnen des *criticism*, die zugleich den Geschlechtsunterschied, die Geschlechterdifferenz betonen und *festschreiben* und damit *differenzlogisch* argumentierten, betrachteten theoriegeleitete Forschung tendenziell kritisch distanziert. Diese Distanznahme basierte auf dem Vorwurf, dass Theorielastigkeit oder Theoriegläubigkeit *hierarchische Dichotomien*, d. h. ungleich gewertete Gegensatzpaare ins Werk setzen würden, im Besonderen zwischen scheinbar unpersönlicher, objektiver, öffentlicher und daher »männlicher« Theorie und angeblich persönlicher, subjektiver, privater und daher »weiblicher« Erfahrung.

Diese Bedenken hinsichtlich einer theoretisch fundierten und damit vermeintlich androzentrischen (männerzentrierten, von Männern geprägten und an Männern orientierten) Erkenntnistheorie äußerten sich in einer Tendenz zur Theoriefeindlichkeit feministischer Forschung.

Millett, Fetterly und Ellman konzentrierten sich demnach nicht auf die theoretische Reflexion der Geschlechterdifferenz im Hinblick auf literarische Texte, sondern auf die kritische *Relektüre* kanonisierter Werke von männlichen Autoren und den Weiblichkeitsbildern in deren Texten (*Images of Women*-Forschung). Auch der sogenannte *Gynocriticism*, wie er von Showalter, Gilbert und Gubar entwickelt wurde, ist nur Ansatzweise theoriegeprägt (wie z. B. durch Harold Blooms *Anxiety of Influence*), geht von spezifisch weiblichen Erfahrungen in der Literatur von Frauen aus, hat »weibliche Literatur« zum Untersuchungsgegenstand und widmet sich Fragen einer »weiblichen Ästhetik«. Kate Millets berühmte Dissertation *Sexual Politics* argumentiert aus einem politisch-feministischen Ansatz heraus und widersteht bewusst literaturwissenschaftlichen Interpretationsregeln bzw. der patriarchalischen Autorität, die diesen Regeln zugrunde liegt. Sie versucht eine umfassende feministische Literatur- und Kulturanalyse und konzentriert sich im dritten Teil ihres Buches auf das literarische Werk von kanonisierten Schriftstellern, das sie als misogyn (d. h. frauenfeindlich) und sexistische Manifestationen patriarchalen Denkens entlarvt. Dafür setzt sie persönliche und fiktionale Aussagen gleich und ignoriert formale und ästhetische Aspekte der Texte. Ein Beispiel dazu aus einer Lektüre Millets von Henry Millers *Black Spring*: Millett analysiert einen Sexakt zwischen den Figuren Ida Verlainé und Bill Woodruff. Die männliche Figur erniedrigt die weibliche in einer Weise, die, erfolgte eine solche Szene in der Realität, in vielen Fällen Empörung hervorrufen würde. Millett setzt jedoch den Erzähler mit Miller (»The narrator, again a version of Miller, [...]«) und das Erzählte mit Millers Intentionen gleich:

Miller's educational intentions in the passage are abundantly clear. Females who are frigid, e. g., not sexually compliant, should be beaten. Females who break the laws of martial fidelity should also be beaten [...]. Rather more informative than this sober doctrine of the cave is the insight it provides into Miller's sexual / literary motives and their undeniably sadistic overtones. (Millett 1995, S. 9)

Die Kritik an den Vertreterinnen der *Feminist Critique* kann aus der Sicht theoriegeleiteter Positionen folgendermaßen subsumiert werden:

- im Hinblick auf deren simplifizierten Begriff von Literatur, die als unmittelbares Abbild von Wirklichkeit betrachtet wurde;
- im Hinblick auf deren Ignoranz von oder auch dem Desinteresse an ethnischen oder klassenspezifischen Problemen durch die weißen, der Mittelschicht zugehörigen Forscherinnen;
- im Hinblick auf deren *Theoriedefizit* bzw. auf deren *Widerstand gegen die Theorie* im Allgemeinen.

Insbesondere das sogenannte Theoriedefizit führte dazu, dass den Forscherinnen, die zwar an mehr als 300 Frauenforschungszentren (Women's Studies Departments), die bis 1980 an Universitäten und Colleges geschaffen wurden, etabliert waren, die Anerkennung innerhalb der alteingesessenen Disziplinen oftmals verwehrt blieb.

Im Gegensatz zu differenzlogisch orientierten Ansätzen in den USA formierte sich der französische Feminismus (Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva) in kritischer Anlehnung an die dekonstruktive (Jacques Derrida) und psychoanalytische (Jacques Lacan) Theoriebildung der 1960er Jahre als *Theorie der sexuellen Differenz*, die davon ausgeht, dass jegliche Form von Identität (geschlechtliche, klassenspezifische, ethnische u. a.) durch Sprache, durch Diskurse vermittelt und produziert wird. Ist Identität also nichts Gegebenes, »Angeborenes«, sondern etwas Erzeugtes, so kann auch nicht von einer fixen, unveränderlichen Identität ausgegangen werden. Identität wird demnach innerhalb des französischen Feminismus als eine sich ständig in Bewegung und Veränderung befindliche Formation verstanden. Mit der Textpraxis der *écriture féminine*, die als Erprobung »anderer«, »weiblicher« Ausdrucksformen bezeichnet werden kann, erfolgte der Widerstand gegen die männlich dominierte Schreib- und Denktradition, die den Text als eine Einheit betrachtet, der nach größtmöglicher Eindeutigkeit strebt und Faktoren wie Klang, Rhythmus, Doppeldeutigkeit oder Spiel weitestgehend ausschließt. Damit wenden sich Vertreterinnen der *écriture féminine* zugleich gegen den herrschenden westlichen *Phallogozentrismus*, also gegen eine Denkweise, in der kulturelle Symbole und Praktiken, schöpferische Aktivität und Subjektconstitution generell männlich kodiert sind und in der der Geschlechterdiskurs auf binären Oppositionen (Mann/Frau, Kultur/Natur, aktiv/passiv) aufbaut. Cixous versucht die Differenz Mann/Frau zu »denaturalisieren«, indem sie nicht von Männern und Frauen spricht, sondern von *Ökonomien*. Cixous stellt die Frage:

[W]arum männlich und weiblich? Warum und wie kommt man dazu, zu behaupten, die männliche Libido sei eine Ökonomie der Erhaltung, die weibliche Ökonomie hingegen die des Exzesses und der Ausschweifung? Darüber wird man sicher immer streiten können: es hängt vom Männlichen und vom Weiblichen ab, die durch den sexuellen Unterschied gekennzeichnet sind, nicht, daß das etwas biologisch Bestimmtes sei [...]; wir werden vom Kulturellen, das durch und durch männlich ist, vereinnahmt, hervorgebracht und geprägt [...]. (Cixous 1980, S. 69f.)

Männliche und weibliche Ökonomien sind zwar nicht an das biologische Geschlecht gebunden, denn auch Männer können »weiblich schreiben« (z.B. James Joyce, Stéphane Mallarmé) – dennoch denkt Cixous die weibliche Ökonomie letztendlich eng entlang der Erfahrung von Frauen und argumentiert somit ebenfalls differenzlogisch.

Die Art und Weise von Luce Irigarays Dekonstruktion im Feld der *écriture féminine* kann mit den Schlagwörtern *zweite Syntax* (vgl. Irigaray 1980, S. 175f.) und *Mimesis spielen* (vgl. Irigaray 1979, S. 78) skizziert werden. Die *zweite Syntax* ist gleichsam ein Gegenmittel zu herrschenden Diskursen, ein »Heilmittel« als Strategie der Wiederholung, bei der nichts kopiert, sondern eher ironisiert wird. *Mimesis spielen* heißt, wie es Irigarays Übersetzerinnen anmerken, nicht analysieren, nicht über Theorien oder Texte schreiben, sondern paraphrasieren, kommentieren, spielerisch wiederholen, Textstrukturen aufbrechen, Textmechanismen aufdecken (vgl. Irigaray 1979, S. 471).

Bedeutsam für Julia Kristevas Denken sind die Begriffe des *Semiotischen* und des *Symbolischen*. Das Semiotische ist eng korreliert mit der sogenannten *präödpalen*, also vorsprachlichen Phase nach Lacan und bezeichnet einen lustvollen Artikulationsraum, der noch nicht von der männlich geprägten Sprache beeinflusst bzw. gestört ist. Ihre Überlegungen zielen nicht auf eine Theorie der Weiblichkeit ab, sondern sind als Theorie der Subversion, der Randgruppen, der Dissidenz beschreibbar, die in der revolutionären Zeichenpraxis der Avantgardeliteratur bereits realisiert wurde. Nach Kristeva existieren Prozesse der Bedeutungsgebung (ungeachtet des Geschlechts der AutorInnen), die nicht von der symbolischen Ordnung beherrscht werden können und somit ein kritisches Potential in sich bergen (vgl. u. a. Kristeva 1978 sowie Lindhoff 1995, S. 113–116). Stéphane Mallarmés *Ein Würfelwurf* (*Un coup de dés*) von 1897/98 kann diese Besonderheit illustrieren:

Ein Sternbild / in kaltem Vergessen und ewig einsam / und dennoch / offenbarend / auf leerer erhabener Würfelfläche / in allmählicher Folge / sternhaft / die vollendete Ordnung der allumfassenden Zahl / erwachend / zögernd / aufgehend schimmernd und sich sammelnd / vor dem Stillstand / am höchsten heiligen Punkt / jeder Gedanke ist ein Würfelwurf.

Doch auch der avantgardistische Text, der gleichsam semiotisch verfährt und nicht durch die Sprache der symbolischen Ordnung gebändigt ist, muss mit dieser Sprache zurechtkommen, muss sie meistern. Vereinfacht formuliert sind die Schreibweisen von Cixous, Irigaray und Kristeva dadurch gekennzeichnet, dass sie respektlos grammatikalische, semantische und syntaktische Normen unterminieren, Gattungsgrenzen überschreiten und Beispiele für unabgeschlossenes, nicht lineares Erzählen abgeben.

Die *Theorie der sexuellen Differenz* in Frankreich unterscheidet sich von Differenztheorien amerikanischer Provenienz, die, wie bereits beschrieben, den Geschlechtsunterschied betonen und festschreiben, dadurch, dass das Weibliche nicht definitiv festgelegt werden kann und soll, bzw. dadurch, dass dem Weiblichen, wie jeder anderen Definition von Identität, selbst ein Moment der Vielfalt und nicht fixierbaren oder definitiv bestimmbareren Differenz zugeschrieben wird. In letzter Konsequenz entgeht jedoch auch die französische Theorie der sexuellen Differenz der »Essentialisierung« von Identität nicht – weibliche Charakteristika werden hervorgehoben und überbewertet, die »Wesenhaftigkeit« der Frau, der physische Geschlechtsunterschied spielt nach wie vor eine Rolle. Ab den 1980er Jahren wird der Unterschied zwischen den beiden Ausrichtungen aufgrund der Rezeption der französischen Feministinnen in den USA unschärfer bzw. kehrt sich im Zuge der 1990er Jahre – wegen der starken Orientierung europäischer ForscherInnen an den sich in Amerika entwickelnden *Gender Studies* und *Queer Studies* – gleichsam ins Gegenteil.

Dem Begriff *feministische Literaturtheorie* liegt demzufolge ein breites und heterogenes Spektrum an Forschungsansätzen zugrunde, deren gemeinsamer Fokus die Kritik an einer androzentrischen Perspektive auf die Literatur ist. Diese genuine Pluralität feministischer Literaturtheorie, ihre Inter- bzw. Transdisziplinarität, führt jedoch auch zu Widersprüchen und Kontroversen und erfordert einen kontinuierlichen Verständigungsprozess. Die Entwicklung der letzten 40 Jahre hat aufgrund der

Vielfalt des feministischen intellektuellen wie politischen Projekts weitere disziplinäre Verschränkungen erfahren. Es weitete sich auf Film- und Videoforschung aus, auf naturwissenschaftliche Ansätze ebenso wie auf philosophische. Feministische Theoriebildung nimmt einen bedeutenden Stellenwert innerhalb der Theoriebildung der letzten Jahrzehnte insgesamt ein. Vielleicht auch deshalb, weil es keinen Raum »außerhalb« der Theorie gibt – außer die ForscherInnen würden im Rückgriff auf persönliche, d. h. vorthoretische Erfahrung argumentieren und damit eine Position außerhalb wissenschaftlicher Argumentationsschienen einnehmen.

4. »Quer durch Gender« – Dekonstruktiver Feminismus in den USA und in Deutschland

Die Rezeption und der Einfluss der französischen Feministinnen im angloamerikanischen Raum veränderte die Situation hinsichtlich der theoretischen Fundierung feministischer Forschung in den USA und verlief ebenso prägend wie kontrovers. Das Hauptaugenmerk der Rezeption basierte auf der Prämisse, dass die Geschlechterdifferenz in der Sprache verankert sei, und orientierte sich damit am *linguistic turn* in den Humanwissenschaften, d. h. daran, dass nicht mehr davon ausgegangen wird, dass Sprache die »Wirklichkeit« mimetisch *abbildet*, sondern diese allererst *hervorbringt* und damit auch das konstitutive Element jeder sozialen Gegebenheit ist.

Besonders eine Gruppe feministischer Literaturwissenschaftlerinnen an der Yale University in New Haven/Connecticut oder mit Verbindungen zu Yale – Mary Jacobus, Shoshana Felman, Barbara Johnson, Gayatri Chakravorty Spivak, Cynthia Chase et al. –, von der die Entwicklung eines nordamerikanischen *Dekonstruktiven Feminismus* ausging, zeigte sich beeinflusst durch die Vertreterinnen des sogenannten *French Feminism* und deren Strategien der *écriture féminine* oder des *parler femme*. Zugleich knüpften sie an das Denken der *Dekonstruktion*² von Jacques Derrida

2 Die Dekonstruktion, ein philosophischer Begriff, der in den späten 1960er Jahren von Jacques Derrida in Frankreich geprägt und nach Amerika »exportiert« wurde, repräsentiert eine komplexe Antwort auf eine Anzahl philosophischer Strömungen des 20. Jahrhunderts, vor allem auf Husserls Phänomenologie, auf Heideggers Ontologie, auf den Saussure'schen bzw. »französischen« Strukturalismus und auf die Freud'sche bzw. Lacan'sche Psychoanalyse. Eine Möglichkeit der definitiven Annäherung an die Dekonstruktion wäre, sie als subversive Strategie zu begreifen, als philosophisch-philologische Lektüre, Relektüre und Gegenlektüre, die sich auf die Problematik der Gedankenfigur des Zentrums konzentriert und auf die Dezentrierung, Demaskierung der problematischen »Natur« aller Zentren gerichtet ist. Das Zentrum steht in Opposition zum Rand, zur Peripherie. Als Methode umfasst die Dekonstruktion – in zwei Schritten – zum einen die Umkehrung von binären, hierarchischen Unterscheidungen (der Rand ist bedeutsamer als das Zentrum), zum anderen die Verschiebung der gesamten Logik, d. h. dass der vermeintlich stärkere Part des Oppositionspaares (das Zentrum) als abgeleitet, zusammengesetzt und/oder Effekt von etwas anderem erkannt wird (ohne Rand kann das Zentrum gar nicht gedacht werden, der Rand ist das »konstitutive Außen« des Zentrums). Auf diese Art und Weise wird auch das Oppositionspaar Mann/Frau dekonstruiert.

und in weiterer Folge von Paul de Man an und verbanden dieses mit marxistischen, psychoanalytischen, diskursanalytischen und rhetoriktheoretischen Überlegungen. Von Yale ausgehend entwickelt sich im Laufe der 1980er Jahre die feministische Dekonstruktion zu einem zentralen literaturwissenschaftlichen Diskurs mit hohem akademischem Prestige, das auf die Gender Studies überging.

Exemplarisch genannt für den sogenannten *Dekonstruktiven Feminismus* der 1980er und 1990er Jahre in den USA sei Barbara Johnson. Johnson geht es zentral um Identität und Differenz im Kontext politischer und genderrelevanter Fragestellungen. In *The Critical Difference* beschreibt sie ihre Lektüre-Strategien folgendermaßen:

The starting point is often a binary difference that is subsequently shown to be an illusion created by the workings of differences much harder to pin down. The differences between entities ([...] man and woman) are shown to be based on a repression of differences within entities, ways in which an entity differs from itself. (Johnson 1980, S. X)

Johnsons achtet auf die Auswahl ihrer Oppositionspaare und konzentriert sich auf Differenzen innerhalb von Entitäten, also zum Beispiel auf die Differenzen innerhalb der Kategorie »Frau« (vgl. Johnson 1985, S. 110f.). Auch reflektiert sie die Kritik an dekonstruktiven Denk- bzw. Lektüremodellen angesichts ihrer Theorieorientiertheit, ihrer Zentriertheit auf Sprache und Rhetorik und versucht in ihren Analysen den Bezug zur »realen Welt« herzustellen – nicht ohne diesen zugleich kritisch zu hinterfragen, gibt es doch keine Garantie dafür, dass die theoretischen Aktivitäten in der »realen Welt« situiert sind. Genauso sinnlos jedoch ist es anzunehmen, dass das »Reale« außerhalb des eigenen Wirkungskreises, der eigenen Aktivitäten liegt (vgl. Johnson 1987, S. 2). *Dekonstruktion* wird von ihr auch keineswegs als Destruktion verstanden. Vielmehr rückt sie den Terminus in die Nähe seiner ursprünglichen Bedeutung, der *Analyse, Zerlegung* (vgl. Johnson 1992). Dekonstruktion bedeutet für Johnson die kritische Analyse von dominanten Signifikations- und Interpretationsprozessen. Johnsons zentrales Anliegen ist, die kritische Differenz eines Textes zu sich selbst offen zu legen, d. h. Texte nicht auf stimmige Zusammenhänge, auf eindeutige Sinngebung, auf Entschlüsselung zu lesen, sondern Texte »gegen den Strich« zu lesen, also das darin Marginalisierte und Verdrängte zu identifizieren und die patriarchalische und hegemoniale (Argumentations-)Struktur eines Textes zu demontieren.

Eine erste größere Orientierungsmarke zum amerikanischen dekonstruktiven Feminismus literaturwissenschaftlicher Prägung im deutschsprachigen Raum liefert sicherlich der Sammelband von Barbara Vinken, *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika* (vgl. Vinken 1992). In der im Band ebenfalls dokumentierten »Feminismus-Debatte« geht es darum, wie es bereits der Umschlagtext verrät, »für die richtigen Absichten die nötige Methode zu finden«. Barbara Vinken und Bettine Menke entwerfen in der Einleitung bzw. im Nachwort zu diesem Band eine Art feministisch-dekonstruktives Theorieangebot als »Anleitung zum Lesen«. Bettine Menkes Ansatz der »rhetorischen Verfasstheit« von Identität zeichnet sich durch die besondere Bezugnahme auf Paul de Mans tropenkritisches Lektürever-

fahren aus – ein Verfahren, das die differentiellen, autodekonstruktiven Momente von Texten fokussiert (vgl. z. B. Menke 1992). Menke bringt den Zusammenhang zwischen Dekonstruktion und Geschlechterdifferenz folgendermaßen auf den Punkt:

Dekonstruktion heißt für die Ordnung der Geschlechter, zunächst das Modell der Konstruktion zu exponieren [...]. (Menke 1995, S. 38)

Damit verweist Menke auf den so bedeutsamen Akt des *dekonstruktiven Lesens*, denn *eine Konstruktion zu exponieren* bedeutet, sie zuallererst zu *lesen*. Menke versteht die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz als ein Wi(e)derlesen im doppelten Sinne des Erneut- und Gegenlesens verstanden, mit dem Ziel, den Prozess ihrer figurativen Konstruktion und De-Figuration lesbar zu machen (vgl. Menke 1995, S. 38).

5. »Mit Gender« – kulturwissenschaftliche Ansätze

Der Fokus auf die sprachliche Verfasstheit von Identität, wie er von Frankreich aus diskursbestimmend und im amerikanischen Raum weitergedacht wurde, führte in den 1980er und 1990er Jahren zu einem Perspektivenwechsel innerhalb der feministischen Theorie:

- von historischen oder kultursoziologischen Zugangsweisen zu dekonstruktiven, diskurstheoretischen Ansätzen
- vom Problem, weibliche Subjektivität und Identität zu konzeptualisieren, zur Differenzierung und Dekonstruktion von Identitäten
- von politisch motivierten Fragestellungen hinsichtlich der Diskriminierung von Frauen zur Analyse des Konstruktionscharakters von Geschlechtsidentitäten
- von der Annahme geschlechtlich eindeutig differenzierter Subjekte, die selbst forschen oder die Beforschten sind, zu *Metaphorisierung* und Annahme einer Prozesshaftigkeit der Geschlechterdifferenz.

Zugleich entwickelten sich die Differenzdebatten immer mehr zu einem Differenzdenken, das nicht mehr ausschließlich auf die Geschlechterdifferenz fixiert war, sich also vermehrt um ein Denken der Begriffstrias *race – class – gender* zentrierte und zusätzlich noch um Fragen der sexuellen Orientierung, des Alters, religiöser Zugehörigkeit und anderer Parameter ausgeweitet wurde. Konsequenz dieser Ausdifferenzierung waren Forschungsansätze wie der *Black Feminist Literary Criticism* oder die *Lesbian and Gay Studies* bzw. *Queer Studies*.

Bei all den entstehenden Differenzierungen zeigte sich die Notwendigkeit, transdisziplinäre Offenheit zu garantieren und Versuchen entgegenzuwirken, bestimmte Ansätze zu privilegieren bzw. zu kanonisieren. Kulturwissenschaftlich orientierte Gender Studies erweisen sich als ein möglicher Ausweg. Der Zusammenhang zwischen Gender Studies und dekonstruktiv informierten Kulturwissenschaften ergibt sich über den Konsens, dass der Ausgangs- bzw. Zielpunkt von Literatur- oder Kulturkritik nicht mehr das bereits als *dezentriert* bzw. als *konstruiert* analysierte *Subjekt* sein kann. *Dezentriert* bedeutet in diesem Zusammenhang, dass das Subjekt

nicht mehr als ein autonomes und einheitliches Selbst verstanden wird, sondern als *Konstrukt* und *Effekt* von Ideologie, von Sprache oder von Machtverhältnissen, die diskursive und disziplinierende, subjektivierende und unterwerfende Praktiken umfassen. Das Subjekt ist nicht Ursprung, sondern Effekt (s)einer symbolisch-diskursiven Praxis, in der es verschiedene Subjektpositionen einnehmen kann. Es ist ein dynamischer Kreuzungspunkt sexueller, geschlechtlicher, »rassischer«, klassenabhängiger, ethnischer etc. Identifikationen. Gleich wie die Dekonstruktion verändern Gender Studies auch den Textbegriff, indem sie seine Grenzen durchlässig machen und zugleich die Kulturgeschichte vertextualisieren. Gefragt wird nicht nach Fakten, »sondern nach der Beschaffenheit von Bedeutungszusammenhängen« (Osinski 1998, S. 106f.). Gender Studies verschreiben sich also De-Konstruktionen von Identitäten und betreiben »Kultursemiose« als Analyse von Machtstrategien und als Aufbrechen und Vervielfältigung von Geschlechterdifferenzen.

6. »Nach Gender« – Queer Studies und Postcolonial Studies

Forschungsrichtungen und ForscherInnen, die an »der Dekonstruktion« orientiert sind, gehen schließlich weit über den ursprünglichen Genderbegriff in seiner dichotomen Anordnung hinaus und verweisen zugleich auf seine Reformulierungen und Neueinschreibungen u. a. im Bereich der Postcolonial Studies oder besonders der Queer Studies. *Queer Studies* und *Queer-Theory* entstanden aus den Gay- und Lesbian Studies. »Queer« bedeutet eigentlich »eigenartig, schräg« und wurde in den USA lange als Schimpfwort für Homosexuelle benutzt, im Laufe der Zeit jedoch »resignifiziert«, d. h. dass das Wort von Menschen, deren sexuelle Orientierung anders war als die der heterosexuellen »Mehrheit«, nämlich u. a. lesbisch, schwul, transgender oder transsexuell, angeeignet und positiv besetzt wurde.

Gegenstand der Queer Theory ist dann auch die Analyse und Subversion gesellschaftlicher Diskurse, die die Heterosexualität zur Norm haben. Zentrales Ziel der Queer Theory ist es, »Sexualität ihrer vermeintlichen Natürlichkeit zu berauben und sie als ganz und gar von Machtverhältnissen durchsetztes, kulturelles Produkt sichtbar zu machen« (Jagose 2001, S. 11). Dieser Ansatz wurde vor allem von Judith Butler in die deutschsprachige Diskussion hineingetragen, ohne jedoch vorerst mit dem Etikett »Queer« versehen worden zu sein. Vielmehr ging er als sogenannte »Gender-Debatte« in die Rezeptionsgeschichte Butlers ein (vgl. Raab 2005, S. 241).

Die wichtigsten theoretischen Impulse erhielten die Queer-Studies aus poststrukturalistisch dekonstruktiven Denkansätzen. In Bezugnahme auf Michel Foucault wurden diskursive Konstruktionen, wie die Homosexualität, von Zuschreibungen, die auf eine Wesenhaftigkeit homosexueller Menschen abzielen, befreit und der Begriff in seiner historischen Entwicklung rekonstruiert. Theoretikerinnen wie eben Judith Butler, Eve Kosofsky Sedgwick (geb. 1950) u. v. a. entwerfen im Widerstand gegen normative Identitätsmodelle prozessual-unabgeschlossene Entwürfe von Identität, versuchen also, Identität *queer* zu denken und in diesem Sinne identitätspolitisch zu handeln. Außerdem hinterfragen sie die Integrität des Körpers und stellen neue Denkmodelle zur Disposition, die die Fragmentierung und Dezentrierung des

Körpers reflektieren. Literaturwissenschaftlich ausgerichtete *Queer Studies* widmen sich der Aufarbeitung spezifischer Literatur bzw. der Aufdeckung und Analyse von Subtexten in vorgeblich »heterosexueller« Literatur. Bei der Methode des *Queer Reading* geht es jedoch keinesfalls um ein biografistisches Outing, sondern um die Frage einer queeren Ästhetik, um die que(e)re Semiotik des Textes, um die Analyse seines »dekonstruktiven Potenzials« (vgl. Kraß 2003) sowie um die Möglichkeit der Zerstreuung von fixierten Bedeutungen.

Queer Studies haben im deutschsprachigen Raum einen gewissen Grad an Institutionalisierung erreicht, während die Postcolonial Studies auch innerhalb der dekonstruktiv-genderorientierten Forschung noch kaum zur Kenntnis genommen werden. Queere und postkoloniale Terminologie überschneiden sich hinsichtlich einiger Ziele. Zusammenfassend kann gesagt werden: sowohl das queere als auch das postkoloniale Projekt zielen darauf ab, binäre Oppositionsstrukturen zu unterlaufen und zu entkräften, für Offenheit, Hybridität und Polyvalenz zu plädieren und Räume zu eröffnen, in denen vielfältige, prozesshafte Identitätskonzepte denkbar und lebbar werden. Für die Postcolonial Studies steht die Kategorie der Ethnizität, für die Queer Studies jene von *sex*, *gender* und Sexualität in ihrer umfassenden Komplexität und in ihren Zusammenhängen auf dem Prüfstand. Aufgabe der beiden »Studies« ist es, diese Kategorien bezüglich ihrer vermeintlichen Natürlichkeit kritisch zu hinterfragen und zu versuchen, sie als ganz und gar von Machtverhältnissen durchsetzte, kulturelle Produkte sichtbar und lesbar zu machen (vgl. z. B. Jagose 2001, S. 11; Gutiérrez Rodríguez 1999; Babka 2006). Mit dieser »Aufgabe« – nach *gender* – stehen damit jene gesellschaftlichen und politischen Prozesse sowie künstlerischen Artefakte (wie eben Literatur) im Blickpunkt, die diese Kategorien mit hervorbringen. »Nach *gender*« ist also immer auch »mit *gender*«, »quer durch *gender*« – ist »rundum *gender*«!

Literatur

- BABKA, ANNA: »In-side-out« the Canon. Postkoloniale Theorien und Gendertheorien als Perspektiven für die germanistische Literaturwissenschaft. In: Bidwell-Steiner, Marlen; Wozonig, Karin S. (Hrsg.): *A Canon of Our Own*. Innsbruck-Wien-Bozen: StudienVerlag 2006, S. 117–132.
- BUTLER, JUDITH: *Das Unbehagen der Geschlechter* [1990]. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- CIXOUS, HÉLÈNE: Weiblichkeit in der Schrift [1979]. Aus dem Französischen von Eva Duffner. Berlin: Merve 1980.
- CULLER, JONATHAN: *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*. Stuttgart: Reclam 2002.
- GARFINKEL, HAROLD: *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall 1967.
- GUTIÉRREZ RODRIGUEZ, ENCARNACIÓN: *Intellektuelle Migrantinnen: Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung: eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske + Budrich 1999.
- IRIGARAY, LUCE: *Das Geschlecht, das nicht eins ist* [1977]. Berlin: Merve 1979.
- DIES.: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts* [1974]. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980.

- JAGOSE, ANNAMARIE: *Queer*. In: *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag 2001, S. 95–128.
- JOHNSON, BARBARA: *The Critical Difference: Essays in the Contemporary Rhetoric of Reading*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 1980.
- DIES.: *Gender Theory and the Yale School*. In: *Rhetoric and Form: Deconstruction at Yale*. Edited and with an Introduction by Robert Con Davis and Ronald Schleifer. Norman: University of Oklahoma Press 1985, S. 101–112.
- DIES.: *A World of Difference*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 1987.
- DIES.: *Mein Monster – Mein Selbst*. In: Vinken 1992, S. 130–146.
- KRASS, ANDREAS: *Queer Studies – eine Einführung*. In: Kraß, Andreas (Hrsg.): *Queer denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. 7–28.
- KRISTEVA, JULIA: *Die Revolution der poetischen Sprache* [1974]. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Reinold Werner. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978.
- LINDHOFF, LENA: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart-Weimar: Metzler 1995.
- LORBER, JUDITH: *The social construction of gender*. Newbury Park, California: Sage 1991.
- DIES.: *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich 2003.
- MENKE, BETTINE: *Verstellt – der Ort der »Frau«*. In: Vinken 1992, S. 436–476.
- DIES.: *Dekonstruktion der Geschlechteropposition*. In: Haas, Erika (Hrsg.): *»Verwirrung der Geschlechter«: Dekonstruktion und Feminismus*. München u. a.: Profil 1995, S. 35–68.
- MILLET, KATE: *Sexual Politics* [1970]. London: Virago 1995.
- MOI, TORIL: *Sexus, Text, Herrschaft: Feministische Literaturtheorie*. [Aus dem Englischen von Elfi Hartenstein.] Bremen: Zeichen und Spuren 1989.
- OAKLEY, ANN: *Sex, Gender and Society*. London: Maurice Temple Smith Ltd. 1972.
- OSINSKI, JUTTA: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt 1998.
- RAAB, HEIKE: »queer revisited« – Neuere Aspekte zur Verhältnisbedingung von Queer Studies und Gender Studies. In: Bidwell-Steiner, Marlen; Wozonig, Karin S. (Hrsg.): *Die Kategorie Geschlecht im Streit der Disziplinen*. Innsbruck-Wien-Bozen: Studien-Verlag 2005, S. 240–252.
- RUBIN, GAYLE: *The Traffic in Women: Notes on the »Political Economy« of Sex*. In: Reiter, Rayna R. (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York: Monthly Review Press 1975.
- SCHACHERREITER, CHRISTIAN: »Es geht einfach nicht zwischen Männern und Frauen« – Gegenwartsliteratur, Literaturunterricht und Gender Studies. In: *Erziehung und Unterricht 9–10/2006*, S. 973–981.
- STOLLER, ROBERT J.: *Sex and gender. On the development of masculinity and femininity*. New York, NY: Science House 1968.
- VINKEN, BARBARA (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- WEST, CANDANCE; ZIMMERMANN, DON H.: *Doing Gender 1 (2)*, 1987, S. 125–151.